

# Friedrich Nietzsche wartet seit 1994

**Benennung** Wo bleiben Nietzsche-Platz oder Nietzsche-Strasse? Das fragte letzte Woche die bz. Mehrere Basler meldeten sich und sagten: Ja, wo bleibt das? Ein Problem ist, dass Nietzsche ein Mann ist

VON SUSANNA PETRIN

Zehn Jahre hat einer der weltweit bekanntesten Philosophen in der Stadt Basel gelebt und gewirkt, nirgends hat er sich seit seines Lebens länger niedergelassen. Trotzdem sucht man in Basel vergeblich nach einem Nietzsche-Platz, einer Nietzsche-Strasse oder wenigstens einer Nietzsche-Gasse. Es gibt keinen Ort, der nach ihm benannt worden ist, kein Museum, kein Haus, kein For-

schungsinstitut. Das sollte sich ändern. Diesem Wunsch der bz (vgl. Ausgabe von vergangenem Mittwoch) schliessen sich mehrere in Basel lebende Autoren und Philosophen an (siehe Umfrage unten).

Immerhin: Nietzsche fungiert auf einer Liste potenzieller Namensgeber für künftige Basler Strassen und Plätze. Das sagt der Präsident der zuständigen Nomenklatur-Kommission, Kantonsgeometer Paul Haffner: «Nietzsche ist

seit 1994 auf der Liste.» Das heisst: «Er kommt grundsätzlich infrage.» Eine zwanzigjährige Wartezeit erscheint einem sehr lang für einen solch prominenten Kandidaten. Aber dem Schritt von der Liste auf ein Strassenschild stehen einige Hindernisse im Weg.

Erstens: Nietzsche ist keine Frau. Im 19. Jahrhundert war das für ihn ein Vorteil, bei der Chance auf eine nach ihm benannte Strasse allerdings ist das heutzutage ein Nachteil. Frauen kamen

lange zu kurz, nun werde nachgeholt, sagt Haffner. Auf dem Dreispitz entsteht beispielsweise ein Irène-Zurkinden-Platz (die berühmte Malerin stand seit 1990 auf der Liste).

Zweitens werden so gut wie nie bereits bestehende Strassen umgenannt. Die administrativen Umtriebe für die Anwohner seien diesen kaum zumutbar. Und die Stadt wächst nur langsam, an wenigen Ecken und Enden. Rund um den Rheinhafen etwa.

Die Nomenklatur-Kommission besteht aus sieben Leuten; sie werden vom Gesamtregierungsrat für jeweils vier Jahre gewählt. Sie treffen sich zu drei bis vier Sitzungen jährlich. Die möglichen Namensgeber müssen einen klaren Bezug zur Stadt Basel haben, und sie müssen bereits tot sein, wie Haffner erklärt. Deshalb käme auch der viel genannte Roger Federer - lang möge er leben - nicht infrage. In diesem Punkt ist Nietzsche im Vorteil.



**Franziska Trenkle, Autorin**

«Wer war Emil Angst? In Basel gibt es zahlreiche Strassen, deren Namensgeber heute kein Mensch mehr kennt. Friedrich Nietzsche dagegen ist global wichtig und fast allen bekannt. Umso erstaunlicher finde ich es, dass bisher nichts nach ihm benannt worden. Der Theologe und Autor Carl Albrecht Bernoulli hat sich bereits in den 1920er-Jahren für eine Nietzsche-Strasse im Stadtzentrum eingesetzt, kam mit seinem Vorstoss jedoch nicht durch. Es wäre an der Zeit, das Vorhaben nun zu verwirklichen.»



**Stefan Brotbeck, Philosoph**

«Es ist bedauerlich, dass kein Ort, kein Museum, keine Forschungsstätte in Basel an ihn erinnert. Am schönsten fände ich eine Friedrich-Nietzsche-Brücke. Denn Nietzsche ist ein Brückenbauer zwischen den (philosophischen) Disziplinen, und er ist eine Brücke zur Philosophie für viele. Er war ein schwieriger Denker, im positiven und negativen Sinn; falsche Freunde haben ihn für ihre Zwecke vereinnahmt. Für mich ist er wichtig, weil er dazu ermutigt, immer wieder über das eigene Denken hinauszudenken.»



**Nicola Stingelin, Ethikerin**

«Ich wohne im selben Haus, in dem Friedrich Nietzsche einst in Basel gewohnt hat. 1869 reiste der Philosoph nach Basel. Seine feste Absicht, hier sesshaft zu werden, hat er äusserst eindrücklich bewiesen: Er gab seine preussische Staatsbürgerschaft auf. Und Jahre später, als er in Turin einen psychischen Zusammenbruch erlitt, holte ihn sein Basler Freund, der Theologe Franz Overbeck, zur Betreuung in die Friedmatt. Nietzsches Mutter reiste nach Basel, um ihn zu besuchen. Das finde ich rührend.»



**Martin R. Dean, Schriftsteller**

«Basel hat eine Tradition, Persönlichkeiten im öffentlichen Raum zu ehren. Friedrich Nietzsche müsste unbedingt dazugehören. Man weiss heute, dass er durchaus in Basel gestartet ist. Und Nietzsches Philosophie ist bis heute aktuell geblieben. Er war nie tot, er wird immer wieder neu interpretiert. Mit seinem freien, wilden Denken lässt sich fast jedes Thema neu anpacken - sei es der herrschende Kontrollwahn, sei es der stärker werdende Fundamentalismus vieler Religionen.»

# Der Tod ist nicht nur Männersache

**Madame La Mort** Im Fokus der ersten Basler Sommerakademie stand das Sterben - aus feministischer Perspektive

VON DELPHINE CONZELMANN

Eine Frau liegt im Krankenhausbett und unterhält sich mit ihrer Ärztin. Beiläufig fragt sie: «Wie stirbt sichs denn?» Und die Ärztin antwortet: «Wie hätten Sie denn gern?» Mit diesem, leicht makabren Witz eröffnete die feministische Theologin Isabelle Noth ihren Vortrag an der ersten Basler Sommerakademie. Diese hat vergangenes Wochenende unter dem Titel «Madame La Mort» stattgefunden und thematisierte das Verhältnis von Gender und Tod. In ihrem Referat, welches passenderweise den Titel «Wie stirbt es sich denn?» trug, reflektierte Noth ironisch und humorvoll, welche Stellung «Gevatter Tod» in der Gesellschaft hat, und weshalb er manchmal besser weiblich wäre. «Im Scherz darf man bekanntlich sogar die Wahrheit sagen!», meint Noth.

Zum Beispiel, dass der Tod immer mehr zum Konsumgut wird, und dass es die Frage nach der Wahlfreiheit ist, die die meisten Debatten um das Sterben bestimmt. Die Mitgliederzahlen der Sterbehilfe-Organisationen Exit und Dignitas steigen stetig, wobei eindeutig mehr Mitglieder weiblich sind. Deutlicher wird die Geschlechterdifferenz dann, wenn man die Gründe der Mitglieder, sich an eine Sterbehilfe zu wenden, analysiert: «Während Männer meist angeben, sie wollen über ihr Leben und Tod autonom bestimmen, geben Frauen an, sie wollten niemandem zur Last fallen», erklärt Noth.

## Wie es sich zu Hause stirbt

Hingegen scheint das «männliche Verlangen nach Selbstbestimmung» in der breiten Öffentlichkeit stark vertreten zu sein: Wer heute den Wunsch hegt, in den eigenen vier Wänden zu sterben, teilt diesen mit ungefähr 90 Prozent der Schweizer Bevölkerung. Doch die Diskrepanz zwischen Wunsch und Realität ist gross, denn 75 Prozent



An der ersten Basler Sommerakademie unter dem Titel «Madame La Mort» stand das Sterben im Vordergrund.

MARTIN RUETSCHI/KEYSTONE

der Schweizer sterben in Pflegeheimen oder Spitälern. Die Chance, bei sich zu Hause zu sterben, erhöht sich jedoch nicht aufgrund guter Ärzte oder der finanziellen Lage: «Wer bei sich zu Hause sterben möchte, muss Töchter zeugen. Diese sind es meistens, die ihre Eltern im Alter betreuen», sagt Noth. Die Wahrscheinlichkeit, dass dies der eigene Sohn tue, sei hingegen gering. Noch geringer sogar, als die Wahrscheinlichkeit von dessen Frau gepflegt zu werden. Natürlich nur dann, wenn man als Mann nicht noch von seiner eigenen Frau in den Tod begleitet wird - denn

diese leben ja bekanntlich länger. Selbst wer seine letzten Monate oder Jahre in einem Krankenhaus verbringen muss, wird dort mit 90-prozentiger Sicherheit von einer Frau betreut. Es sind Statistiken, die Noth zum Schluss bringen: «Sogar das Sterben ist «gegendert.»

## Keine strukturelle Frauenarbeit

Der Tod hat ein Geschlecht. Dass damit nicht nur der grammatikalische Artikel gemeint ist, machten die verschiedenen Veranstaltungen an der Sommerakademie deutlich. Neben Noths

Ausführungen zu den seelsorgerischen Aspekten, beleuchtete Tags davor Noths Kollegin an der Uni Bern, Silvia Schroer: Gender und Tod im Alten Testament. Mit einem Exkurs über Mythen und Märchen, sowie einem historisch-literarischen Spaziergang wurden auch die kulturellen Facetten der Thematik abgedeckt. Schliesslich waren es der «Totentanz und der Tanz des Lebens», aufgeführt von Anjali Keshava, der die zweitägige Tagung ausklingen liess.

In den letzten Jahren wurden sowohl in der reformierten als auch in der katholischen Kirche die offiziellen «Frau-

stellen» gestrichen, sodass die Gender- und Frauenarbeit in den beiden Institutionen heute nicht mehr strukturell verankert ist. Auf dieses Defizit wollten die Initiantinnen der Basler Sommerakademie mit ihrem Projekt reagieren. Mit dem Verlauf der ersten Tagung «Madame La Mort», sind sie zufrieden. Wie es mit der Sommerakademie in Zukunft weitergehen soll, können sie aber noch nicht sagen. Für Isabelle Noth und ihre Zuhörerinnen stand aber bereits jetzt fest: «Feministische Theologie braucht es in Zukunft mehr denn je.»